

**„Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen“ (Mt 25,35, RB 53,1)**

## **Gedanken zur Gastfreundschaft**

*Xenos* = Gast bedeutete im Griechischen ursprünglich der Fremdling, der Unbekannte, der Ausländer, der zunächst einmal Angst und Abwehr auslöste. Der Gast war zunächst also der Feind, der in den eigenen Lebensraum eindringt und der als bedrohlich erfahren wird, weil er anders ist. Auch im Lateinischen bedeutete *hostis* sowohl Feind als auch Fremder. Wenn wir also von Gastfreundschaft in der Antike wie auch in der Bibel sprechen, so darf dies nicht als etwas selbstverständlich Naturgegebenes verstanden werden. Gastfreundschaft ist eine Kulturleistung ersten Ranges. Sie war keineswegs nur Zeichen liebenswürdigen, achtsamen, respektvollen Umgangs miteinander, sondern im wahrsten Sinne lebens-notwendig in einer Welt, in der die gewerbsmäßige Unterbringung von Fremden und Reisenden noch unbekannt war. Jeder, der die Grenzen seiner engeren Heimat, seines Vaterhauses oder seiner Vaterstadt verließ, musste und durfte sie in Anspruch nehmen. Sie war nicht nur gastliche Aufnahme und Bewirtung, sondern umfasste den Schutz für Leib und Leben. Insofern barg sie in sich immer auch schon einen existentiellen Kern, der eine religiöse Deutung der Gastfreundschaft nahelegte.

In der Heiligen Schrift gibt es kaum einen dichterem Begriff als den der Gastfreundschaft. Der durchreisende Fremde, der um ein schützendes Dach bittet, erinnert das Volk Israel vor allem an jene Zeit, da seine Vorfahren als Sklaven in einem fremden Land gelebt haben (Lev 19,33 f). Dankbarkeit gegen Gott für die Befreiung aus der Knechtschaft in Ägypten wurde so zum eigentlichen Grundmotiv der Gastfreundschaft. Beachten wir in diesem Zusammenhang das eindringliche Wort aus Ex 23,9: „Achtet auf den Fremden,

der unter euch lebt. Ihr wisst doch, wie es Fremden zumute ist. Ihr wart doch selbst einmal Fremdlinge in Ägypten.“ An dieses Wort können wir in Zeiten großer Flüchtlingsströme heute m.E. gar nicht genug erinnern.

Im Alten Testament gilt vor allem die gastliche Aufnahme der drei Fremden durch Abraham unter der Eiche von Mambre (Gen 18,1-8) als *das* nachahmenswerte Vorbild der Gastfreundschaft. Gerade diese Begebenheit weist auf die genannte existentielle Tiefendimension hin, die der Gastfreundschaft innewohnt. Denn wegen seiner Gastfreundlichkeit erhält Abraham von den Fremden die Verheißung der Nachkommenschaft, aus der dereinst der Retter hervorgehen wird. Die Gastfreundschaft stellt hier also den Beginn des Heils dar, ja wird selbst zum Zeichen des Heils. Dass die Gäste – nebenbei bemerkt – selbst auch oft nicht nur Geschenke mitbringen, sondern selbst ein Geschenk sind und den großzügigen Gastgeber als den eigentlich Beschenkten zurücklassen, wird an vielen anderen Stellen der Bibel, (z.B. bei der Witwe von Sarepta) deutlich und entspricht ja auch oft unseren eigenen Erfahrungen.

Im Neuen Testament begegnen wir der Gastfreundschaft ebenfalls an vielen Stellen – ob dahinter das Motiv steht, Gott nicht noch einmal wie in der vergeblichen Herbergssuche Marias und Josefs zu verfehlen, mag dahingestellt bleiben. Die meistzitierte Szene erlebter Gastfreundschaft ist die Osterbegegnung der beiden Jünger auf dem Weg nach Emmaus. Da kommt ein unbekannter Fremder und gesellt sich den beiden enttäuschten und resignierten Jüngern zu. Diese erkennen in dem Fremden den Herrn nicht. Erst nachdem sie ihm, dem Unbekannten, Gastfreundschaft erweisen und ihn einladen, mit ihnen zu essen und zu trinken, gehen ihnen die Augen auf, und es eröffnet sich ihnen die Begegnung mit dem Auferstandenen. Das eigentliche

Geheimnis und der tiefste Sinn der Gastfreundschaft bestehen seitdem darin, dass sich in ihr wahre Gottesbegegnung und Gotteserkenntnis vollziehen kann.

Jesus ist an anderen Stellen des NT auch selbst oft zu Gast: bei der Hochzeit zu Kana, wo er sein erstes Wunder wirkt, im Hause des Pharisäers Simon oder in der besonders eindrucksvollen Geschichte vom Zöllner Zachäus, dem Leitmotiv unseres heutigen Abends. Ihn, den Fernstehenden, den Kirchenfremden, wie wir heute vielleicht sagen würden, holt Jesus aus seinem Versteck im Baum und ruft ihm zu: „Heute muss ich bei dir zu Gast sein“ (Lk 19,5). Sähen wir uns nicht manchmal selbst auch gerne in der Rolle des Zachäus, den der Herr sich ausgesucht hat, um in sein Haus einzukehren? Neidvolle Seitenblicke dieser Art hat allerdings schon der hl. Augustinus in ihre Schranken verwiesen, in dem er sagte: „Wartet jemand von euch etwa darauf, den im Himmel thronenden Christus aufzunehmen? Dann kümmert euch um den, der im Torbogen liegt, kümmert euch um den Hungernden, kümmert euch um den Frierenden, kümmert euch um den Fremden ... Hört auf die Stimme des Herrn: 'Was ihr einem meiner Geringsten tut, das habt ihr mir getan'" (sermo 25,8).

Hier kommen wir zum Kern dessen, was christliche Gastfreundschaft ausmacht. Wenn sich Christus zu den Notleidenden und Fremden bekennt, dann erhalten sie eine ganz neue Würde. Diese neue Würde macht den Fremden zum Zeichen der Gegenwart Christi. Nicht umsonst setzen sich die Ordensfrauen für Menschenwürde so sehr für die Würde aller Ausgestoßenen und an den Rand Gedrängten ein. Die Gastfreundschaft erlangt ihre tiefste Begründung in der Gleichsetzung des Gastes mit Christus. Wer einen Gast aufnimmt, der nimmt Christus selbst auf. Von daher verstehen wir auch, dass Jesus die Gastfreundschaft in der Rede vom Weltgericht (Mt 25,31-46) zur ersten und wichtigsten Vorbedingung macht und zum Maß des Heils erhebt: „Ich war

fremd, und ihr habt mich aufgenommen.“ Wer also einen Fremden aufnimmt, der nimmt Christus auf. Und wer Christus aufnimmt, der wird vom Vater aufgenommen und zum Gastmahl geladen, zu dem Gott selbst uns in sein Reich einlädt.

Die frühchristlichen Gemeinden und die alte Kirche haben die Weisung des Herrn „Ich war fremd und ihr habt mich aufgenommen“ sehr ernst genommen. Sie verstanden sie als Ausdruck der geschwisterlichen Gemeinschaft derer, die vom Geist geleitet sind. Viele Stellen in der Apostelgeschichte und in der neutestamentlichen Briefliteratur zeugen von der hohen Kultur der Gastfreundschaft in den ersten christlichen Gemeinden (Röm 12,13; Hebr 13,1 ff.; 1 Petr 4,7-11).

Der hl. Benedikt hatte all diese Beispiele vor Augen, als er das 53. Kapitel seiner Ordensregel schrieb. So beginnt er auch gleich mit einem kräftigen Paukenschlag, der so in der monastischen Väterliteratur absolut einmalig ist: „*Alle* Gäste, die kommen, sollen wie Christus aufgenommen werden, denn er wird sagen: 'Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen'. Der Bezug zu der eben zitierten Matthäusstelle ist sicher kein Zufall. Im Fremden, der zu Gast ist, wird Christus selbst gesehen – Gastfreundschaft wird damit zum bevorzugten Ort der Gottesbegegnung und Gotteserfahrung. Bemerkenswert ist hier das in Vers 1 und 2 gleich zweimal vorkommende kleine Wörtchen *alle*. *Allen* soll die ihnen zukommende Ehre erwiesen werden, eben weil in jedem einzelnen Menschen Christus selbst erkannt wird. Grundsätzlich gibt es für die Gastfreundschaft also *keine* Grenzen und *keine* Ausnahmen. Sie gilt allen ohne Unterschied der Person, weil der Ruf Jesu zur Nächstenliebe auch allen galt, und zwar radikal bis hin zur Feindesliebe.

Interessant ist auch, dass der hl. Benedikt in dem Zitat aus dem Matthäusevangelium (Ich war fremd und ihr habt mich aufgenommen) den Text der Vulgata leicht verändert und das Wort „collegistis“ durch „suscepistis“ ersetzt. „Suscipere“ ist eines der Urworte der Benediktsregel und das entscheidende Wort in unserem Professgesang. Es hat eben nicht nur eine funktionale, sondern eine zutiefst geistliche Bedeutung. „Suscipere“ meint Aufnahme und Annahme gleichermaßen. Der Herr nimmt uns auf, weil er uns angenommen hat – und er nimmt uns an, weil wir immer schon Aufgenommene sind. Der Gast wird also noch einmal verwiesen auf die Barmherzigkeit Gottes, und die Gastgebenden (in diesem Fall die Mönche und Nonnen) empfangen dann ihrerseits, in dem sie den Gast an Christi Stelle aufnehmen, diese Barmherzigkeit Gottes. Ein wunderbares Wechselspiel also von Geben und Nehmen, von Hingabe und Empfangen. Das ist wahre Gastfreundschaft.

So grenzen- und ausnahmslos die Gastfreundschaft allen Menschen gegenüber auch ist, so sehr betont der hl. Benedikt aber auch die eigene Identität des Gastgebenden, in diesem Fall des Klosters. Diese eigene Identität darf des Gastes wegen nicht aufgegeben werden. „Zuerst sollen sie gemeinsam beten“, heißt es in Vers 4. Die Priorität des Gebetes wird betont – und diese soll auch für den Gast gelten. Oder in Vers 9: „Man liest dem Gast zur Erbauung aus dem göttlichen Gesetz vor.“ Auch die Schriftlesung als wesentlicher Bestandteil des klösterlichen Lebens soll dem Gast von Beginn an nahegebracht werden. Die normale Alltagspraxis soll, soweit möglich, in aller Ernsthaftigkeit weiter geschehen und befolgt werden.

Der Gast ist eingeladen, sich auf den Lebensrhythmus des Klosters einzulassen. Hier wird kein Programm gemacht für die Gäste, sondern im Gegenteil

vorausgesetzt, dass die Gäste ihrem Gastgeber und seinem Leben in Ehrfurcht und Achtung begegnen und sich in das Vorgegebene einfügen – nach dem Motto: Komm und sieh! Die eigene Identität wird nicht verleugnet, sondern sie wird konsequent gelebt und offen als Einladung verstanden. Ich denke, das ist ein wichtiger Aspekt, der für die Gastfreundschaft im Kleinen gilt, aber auch für die Gastfreundschaft, die wir anderen Völkern und Kulturen, anderen Religionen und Konfessionen gegenüber erweisen. Ein Aspekt, der vielleicht heute manchmal zu schnell vergessen wird. Das Stichwort von der eigenen Identität, die bewahrt werden darf und muss, führt noch zu einem weiteren Aspekt der Gastfreundschaft, der vielleicht sogar der entscheidende ist. Ich meine die Gastfreundschaft nicht nur den Fremden gegenüber, sondern die Gastfreundschaft als Grundhaltung allen Mitmenschen gegenüber, JA auch uns selbst gegenüber.

Fremde sind in jüngster Zeit mehr zum Gegenstand der Ablehnung, ja der Feindseligkeit als der Gastfreundschaft geworden sind. Globalisierung und multikulturelle Gesellschaft haben eher zu mehr Abgrenzung und Argwohn geführt als zu mehr Verständigung und Vertrauen. Es fällt uns zunehmend schwerer, den anderen angstfrei gelten zu lassen. Wir bleiben und verstecken uns in unserer Blase, anstatt uns zu öffnen. Das gilt für die Politik ebenso wie für die Kirche. Das Gespräch miteinander, der Austausch von Gedanken und Positionen ist zunehmend schwieriger geworden. Das wiederum führt zu neuen Aus- und Abgrenzungen. Worin mag der Grund für diese Entwicklung liegen? Vielleicht darin, dass wir uns unseres eigenen Standortes nicht mehr bewusst sind, dass wir unsere eigene Identität irgendwie verloren haben und uns im Überangebot der Lebensentwürfe und Lebensziele nicht mehr zurechtfinden? Nur wer sich selbst und seine Identität gefunden hat, der kann auch dem anderen, kann dem Fremden einen Raum der Freiheit, der Annahme und der

Geborgenheit gewähren, der ihm die Möglichkeit bietet, bei uns einzutreten und zum Freund zu werden statt zum Feind. Wir müssen uns selbst annehmen können, um andere an- und aufnehmen zu können.

Damit komme ich zu einem letzten, sehr persönlichen Gedanken. Vor sechs Wochen erschien von Burkhard Hose und mir das kleine Buch „Meine Hoffnung übersteigt alle Grenzen“. Da sind sie wieder, die Grenzen, die wir uns selbst setzen, die Grenzen, die wir aufrichten zwischen Menschen, einzelnen und Gruppen, Völkern Religionen und Konfessionen. Die Grenzen aber auch, die andere uns setzen – allüberall. Wieviel an Aus- und Abgrenzungen erleben wir heute in Kirche und Gesellschaft. Ich nenne hier allen voran einmal die Frauen, weil mich dieses Thema so sehr bewegt. Ich nenne aber natürlich auch die Ausgrenzung von Fremden und Geflüchteten, deren Lebens- und Entfaltungsmöglichkeiten, wie mir scheint, derzeit wieder zunehmend eingeschränkt werden. Wo ist die anfänglich gastfreundliche Willkommenskultur nur geblieben? Ich nenne auch die LGBTQ-Gruppen, die nach wie vor Vorurteilen und Diskriminierungen ausgesetzt sind. Die Liste ließe sich lange fortsetzen.

Burkhard Hose und ich haben trotz oder gerade wegen all dieser Entwicklungen erfahren, dass die Kraft der Hoffnung uns hilft, alte und neu errichtete Grenzen zu übersteigen, Mauern zu überwinden, eigene Urteile und Vorurteile hinter uns zu lassen und uns hinauszuwagen in die Weite und Offenheit, die Grundvoraussetzung aller Gastfreundschaft sind. Wir erzählen sehr persönliche Hoffnungsgeschichten und wollen dazu ermutigen, sich unbeirrt weiter zu engagieren, zu bleiben und nicht zu resignieren. Habt keine Angst: dieses biblische Leitwort ist auch zu unserem Leitwort geworden. Und das möchte ich auch Ihnen und uns allen hier heute Abend zurufen. Nur, wenn wir keine Angst

vor Neuem, vor Unbekanntem, vor Fremden und dem Anderen haben, kann Gastfreundschaft gelingen und zum Segen für alle werden.

Sr. Philippa Rath OSB, Abtei St. Hildegard, Rüdesheim-Eibingen